Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 1/2 2012 59. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Altes Tor von Vic in Lothringen (historische Fotografie)

Inhalt

Die „Gesellschaft“ ist ins Netz gegangen! 2

Demonstration für Sprachenrechte im Elsass 3

Unsri Sproch isch unser Schatz 4

Das Elsaß und seine Muttersprache 5

Präsidentenwahl in Frankreich – Wie haben das Elsaß und Lothringen gewählt? 7

Elsässische Goethe-Feiern im Goethejahr 1932 8

Konrad (v.) Studt – Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen von 1887 bis 1889 9

Ludwig Uhland und die Brüder Stoeber 12

Der Zeichner und Graveur Gustave Doré – ein „Zufallselsässer“ 13

Impressum

Aus den Erinnerungen Albert Girardins: Mein Großvater Christian Girardin 14

Hinüber und herüber 16

Die „Gesellschaft“ ist ins Netz gegangen!

Seit dem 1. Juni 2012 ist die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ mit einer eigenen Präsenz im Weltnetz (Internet) vertreten. Schon vor längerer Zeit war das Bedürfnis, dieses Mittel zur Selbstdarstellung, auch zu Information und Werbung zu nutzen, wie es die meisten Vereine bereits tun, erkannt worden. Nun ist das Ziel erreicht. Ein weiterer Ausbau, Ergänzung dessen, was derzeit schon aufgerufen werden kann, ist beabsichtigt.

Wer unmittelbar über die Adresse www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de oder über ein Suchwort auf die Seite gelangt, findet zunächst Grundinformationen über die „Gesellschaft“, auch über deren Geschichte. Von dort aus sind verschiedene Angebote wählbar.

Auf besonderes Interesse dürfte stoßen, daß alle Ausgaben unserer Vereinszeitschrift „Der Westen“ aus den Jahren 1984 bis 2011 in digitaler Form einsehbar sind. Gleiches gilt für alle 17 bisher erschienenen Beihefte des „Westens“. Dadurch ist ein reicher Lesestoff zu Geschichte und Gegenwart des Elsaß und Lothringens bereitgestellt. Seite für Seite kann man sich nun durch 28 Jahre hindurchlesen, im Falle der Beihefte sogar durch 35 Jahre.

Ferner kann man ausführliche Information über das 1920 gegründete Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt am Main aufrufen. Dieses Institut hat bis 1945 eine wissenschaftlich hervorragende Arbeit geleistet und zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte und zur Kultur des Elsaß und Deutsch-Lothringens herausgegeben. Es ist in gewissem Sinne die Vorgängereinrichtung der jetzigen Erwin von Steinbach-Stiftung, um die sich unsere „Gesellschaft“ gebildet hat.

Sehr umfänglich ist die zur Verfügung gestellte Bibliographie zur Geschichte und zur Kultur des Elsaß und Lothringens. Abgedeckt ist der Zeitraum von der Merowingerzeit bis heute. Die jüngsten eingearbeiteten Veröffentlichungen stammen aus dem Jahre 2011. Berücksichtigt sind im allgemeinen Monographien, doch sind einzelne Aufsätze, wenn sie von grundlegender Bedeutung sind, aufgeführt.

Ein „Reiseführer“ führt zu den kunst- und kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten des Elsaß, bei Lauterburg beginnend.

Elsaß und Lothringen

Netzseite der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“

Die Gesellschaft
Der Westen / Beihefte
Wissenschaftliches Institut
Bibliographie
Reiseführer
Bilderschau
Wissenschaftliche Veröffentlichungen
Preisträger
Verweise
Impressum / Kontakt

Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.

Die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ wurde 1963 gegründet. Sie ist aus dem „Bund der Elsässer und Lothringer e. V.“ (Sitz in Stuttgart) und dem „Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e. V.“ (Sitz in Mannheim) hervorgegangen. Der Zweck der „Gesellschaft“ ist der Zusammenschluß und der persönliche Kontakt von Menschen, die den deutsch-französischen Kulturaustausch im westeuropäischen Kulturraum, vor allem im Elsaß und in Lothringen, zu fördern wünschen. Jede Betätigung auf politischem, wirtschaftlichem und konfessionellem Gebiet ist aufgrund ihrer Satzung ausgeschlossen.
Sie gibt die Zeitschrift „Der Westen“ und Beihefte zu dieser Zeitschrift heraus und unterstützt Buchveröffentlichungen.

Die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ lebt nach einer Satzung aus dem Jahre 1963; diese ist 2011 letztmals geändert worden. Die „Gesellschaft“ ist vom Finanzamt Stuttgart als gemeinnützig anerkannt.

Die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung“ bezieht sich in ihrem Namen auf die nach dem Meister der Westfassade des Straßburger Münsters (siehe Abbildung) benannte Erwin von Steinbach-Stiftung. Diese Stiftung besteht seit 1961, ist nach hessischem Landesrecht errichtet und hat ihren Sitz in Frankfurt am Main. Sie hat die Aufgaben des ehemaligen „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt am Main e. V.“ übernommen. Dieses Institut war 1920 gegründet worden und mußte seine Tätigkeit 1945 einstellen. Der Zweck des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt“ war die Pflege der gemeinsamen wissenschaftlichen und kulturellen Interessen der nach dem Ersten Weltkrieg aus Elsaß-Lothringen Vertriebenen oder mehr oder weniger freiwillig Ausgewanderten. Darüber hinaus sollte das Institut in ganz Deutschland das Verständnis für die Bedeutung von Elsaß-Lothringen für die deutsche Kultur wachhalten und erweitern. Politische Bestrebungen waren dabei ausgeschlossen.

Die vom „Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt am Main e. V.“ aufgebaute Elsaß-Lothringen-Bibliothek hat – von besonders schmerzlichen Verlusten im Bereich der alten Drucke abgesehen – den 2. Weltkrieg im wesentlichen überstanden. Die Bibliothek ist heute Eigentum der Erwin von Steinbach-Stiftung und wird als Dauerleihgabe der Eigentümerin in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main verwahrt und ständig ergänzt.

Das vom „Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“ errichtete Archiv sollte vor allem Nachlässe elsaß-lothringischer Persönlichkeiten aufnehmen, es erwarb auch älteres archivalisches Schriftgut: so das Archiv der Metzer Patrizierfamilie de Raigecourt und einen Teil des Archivs des Straßburger Domkapitels. Alles, was das Archiv bis 1944 übernommen hatte, wurde am 22. März 1944 bei der Bombardierung Frankfurts vernichtet. Gleiches gilt für die graphische Sammlung, die u. a. Blätter von Wenzel Hollar enthielt, und die Fotosammlung.

Die 15 Nachlässe und Teilnachlässe elsässischer und lothringischer Persönlichkeiten (darunter Ernst Barthel, Robert Ernst, Christian Hallier, Marie Hart, Friedrich Lienhard, Max Rehm, Christian Schmitt, Paul Wentzcke, Oskar Wöhrle), die sich heute neben den erhaltenen Verwaltungsunterlagen des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“ (22 laufende Meter) und Verwaltungsunterlagen der Erwin von Steinbach-Stiftung (3 laufende Meter) als Leihgabe dieser Stiftung in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main befinden, sind im wesentlichen erst nach 1945 erworben worden.

Die Erwin von Steinbach-Stiftung, die als Nachfolgerin des „Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich“ angesehen werden kann, gibt selbst wissenschaftliche Veröffentlichungen zur Geschichte des Elsaß und (Deutsch-)Lothringens heraus, unterstützt den Druck wissenschaftlicher Veröffentlichungen und fördert nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten kulturelle Veranstaltungen. Neunmal hat sie den Erwin von Steinbach-Preis für Verdienste um die Kultur im Elsaß und Lothringen verliehen. Preisträger waren u. a. die Volkskundlerin Angelika Merkelbach-Pinck und der Theologe, Denker und Arzt Albert Schweitzer.

Die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ wird von einem aus drei Personen gebildeten Vorstand geleitet. Der Vorstand wird alle drei Jahre von der Hauptversammlung gewählt. Seit 2011 gehören dem Vorstand die folgenden Personen an: Dr. Rudolf Benl (Vorsitzender), Oda Ertz (erste stellvertretende Vorsitzende und Schatzmeisterin), Annemarie Girardin (zweite stellvertretende Vorsitzende).

Kontaktaufnahme geschieht über die Geschäftsstelle.

Für Lothringen ist gleiches noch nicht erstellt, doch ist beabsichtigt, auch für das Gebiet des jetzigen Moselle-Departements einen solchen kunsthistorischen Führer zu verfassen und in die Netzseite zu stellen.

Eine „Bilderschau“ speist sich vorwiegend aus Postansichtskarten. Die meisten davon stammen aus der Reichslandzeit, einige auch aus späteren Zeiten. Hier besteht noch insofern ein Ungleichgewicht, als das Oberelsaß gegen dem Unterelsaß und Lothringen stark untervertreten ist. Die Leser des „Westens“ sind gebeten, alte Ansichtspostkarten, vor allem solche mit oberelsässischen Ansichten, zur Verfügung zu stellen. Dann kann diese „Bilderschau“ noch mehr Aussage- und Anziehungskraft gewinnen.

Aufrufbar ist auch eine Liste der von der Erwin von Steinbach-Stifung herausgebrachten Veröffentlichungen. Selbstverständlich finden sich diese Werke auch in der schon erwähnten Bibliographie.

Die Liste der Preisträger des Erwin-von-Steinbach-Preises bietet die Namen der bisher insgesamt neun Preisträger, teilweise mit Bild: Angelika Merkelbach-Pinck, Albert Schweitzer, Bernd Isemann, Dr. Franz Büchler, Dr. Fritz Bronner, Dr. Walter Hotz, Dr. Peter Michels SVD, August Rohr, Joseph Reithler.

Eine Angabe von Verweisungen auf andere einschlägige Netzseiten, etwa eine solche auf OLCA, schließt das Angebot ab.

Es ist zu wünschen, daß zukünftig neben den Mitgliedern der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ auch recht viele Interessierte von dem Angebot der Netzseite Gebrauch machen.

Fotos: Dr. Annette Hailer-Schmidt

Demonstration für Sprachenrechte im Elsass

„Wann mir welle, dann derfe mir“, hieß es auf einem der Protestschilder an diesem denkwürdigen 31. März des Jahres 2012 in Straßburg. Ungefähr tausend Menschen bekundeten mit ihrer Demonstration für ein zweisprachiges Elsass den Willen, für den Erhalt ihrer angestammten deutschen Dialekte und entsprechende gesetzliche Regelungen einzutreten.

Am selben Tag gingen auch in anderen Gegenden des Landes in großer Zahl Regionalisten auf die Straße, um im Vorfeld der französischen Präsidentschafts- und Parlamentswahlen ein Signal gegen den „jakobinischen“ Zentralismus von links wie rechts zu setzen und die bis heute ausstehende Ratifizierung der von Paris bereits 1999 unterzeichneten Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen anzumahnen. Der Verfassungsrat hat diese als mit Artikel 2 der französischen Verfassung unvereinbar bewertet; in diesem Artikel ist der Grundsatz „Die Sprache der Republik ist das Französische“ festgeschrieben.

Im bretonischen Quimper waren es immerhin fast 12 000 Demonstranten, die mit dem Spruch „Hep Brezhoneg Breizh ebet!“ (Ohne bretonische Sprache gibt es keine Bretagne) auf die Straßen gingen, im baskischen Bayonne annähernd 6 000, in Toulouse, der Hauptstadt Okzitaniens, sogar etwa 30 000. Auch im französischen Nordzipfel Kataloniens, in Savoyen und im ursprünglich flämischen Lille (niederländisch: Ryssel) demonstrierten viele Menschen für sprachliche Selbstbestimmung und den Ausbau der Regionalbefugnisse. Im Vergleich dazu nimmt sich die Teilnehmerzahl in Straßburg spärlich aus, doch angesichts des alles andere als rebellischen Naturells der Elsässer und der Nichtbeteiligung sämtlicher etablierter Parteien (ganz anders als beispielsweise in der Bretagne) wird sie von den Organisatoren mit Fug und Recht als Erfolg gesehen.

Das positive Fazit gründet auch auf dem sympathischen Charakter des von der René-Schickele-Gesellschaft koordinierten Protestzuges, der am Hauptbahnhof begann und auf dem zentralen Kleberplatz endete. Angehörige der jüngeren und der mittleren Generation beherrschten das Bild sowie zahlreiche Kinder. Mehrere private zweisprachige ABCM-Schulen waren unter Leitung ihrer Lehrer mit größeren Gruppen vertreten, daneben sah man viele junge Familien und Vertreter der in jüngster Zeit bei Kommunalwahlen erfolgreichen Regionalistenpartei „Unser Land“. Den vielen Anwohnern und Passanten an diesem sonnigen Frühlingstag wurde eine fröhliche Aufbruchsstimmung vermittelt, die wohl so manchen Beobachter die tristen sprach- und minderheitenpolitischen Realitäten im französischen Staat im allgemeinen und im Elsaß im besonderen vorübergehend vergessen ließen. Zahllose zweisprachige Flugblätter mit „Vorschläge(n) für den Status der Regionalsprache im Elsass“ kamen unters Volk, das sich darüber – wie über alles andere – in der großen Mehrheit auf Französisch unterhielt (in bezug auf ihre

faktische Alltagssprache bildeten selbst die Demonstranten kaum eine Ausnahme).
Auf dem Kleberplatz wurden die kulturpolitischen Forderungen abschließend von einer Bühne aus verlesen, es folgten Liedbeiträge von Kindergartenkindern und Grundschülern im elsässischen Dialekt und auf Hochdeutsch. Flankierend zur Bühne gab es Stände von Kulturorganisationen wie der Initiative „Eltern“, die sich für den zweisprachigen Unterricht an den staatlichen Schulen einsetzt, und des Musikverlages „D‘r Liederbrunne“, der ein wichtiges Medium der elsässischen Liedermacherszene ist.
Die 1979 in Hagenau geborene Sängerin Isabelle Grussenmeyer hat vor ein paar Jahren ein Lied mit dem Titel „Warum?“ getextet, das auf sehr schöne Weise die Botschaft dieses Tages widerspiegelt:

Elsassisch, des isch mini Muedersproch,
An ihre henk ich ganz mit Hüt un Hoor,
Französch und Englisch singe alli Lit,
Ohne ze wisse was es als bedittt!

Un ich hab sie dann g‘fröjt: warum?
Sin ihr nit stolz uf des Richtum?
Des isch doch uns´re Dialekt,
Mir müen ‘ne ehre mit Reschpekt!

Martin L. Schmidt

Unsri Sproch isch unser Schatz

Am 31. März 2012 haben Tausende von Manifestanten im ganzen Land einmal wieder vom Staate Frankreich die Ratifizierung der Europäischen Charta zugunsten der Minderheitensprachen Frankreichs gefordert sowie die notwendigen pädagogischen Strukturen und Finanzmittel, die zum Erlernen und zur Bewahrung dieser Minderheitensprachen erforderlich sind.

Wo bleibt das Elsaß?

In Quimper waren es fast 12 000 Bretonen, die hinter den „Bagads“, den typischen bretonischen Musikzügen, aufmarschiert sind. In Toulouse waren es gar mehr als 25 000, die durch die Stadt zogen, in Perpignan über 5 000. In Straßburg, wo die Manifestanten von der Bahn weg – zahlreiche Abordnungen aus dem ganzen Elsaß – hinter Blasmusikgruppen zum Kleberplatz zogen, dürften es kaum mehr als 1 000 gewesen sein. Mit ihren rot-weißen Fahnen boten sie schon einen erfreulichen, farbenfrohen Anblick. Freilich hätten es doppelt so viele sein sollen, um den Forderungen, die von Schulkindern auf Plakaten und Transparenten getragen wurden, mehr Gewicht zu verleihen.
Es waren sogar Gewählte erschienen, Bürgermeister, Generalräte, Regionalräte, die dann nacheinander das Wort ergriffen, um den Manifestanten feierlich ihre Unterstützung in diesem seit Jahrzehnten währenden Kampf zugunsten ihrer Muttersprache zu bekunden. Doch was haben unsere Gewählten im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre für unsere Muttersprache getan? Es handelt sich zwar weder hier, noch handelte es sich während der Demonstration darum, eine Bilanz zu ziehen. Im Gegenteil handelt es sich darum, auf dieser wenn auch schwachen Tiefenwelle, die wir als solche auf dem Kleberplatz empfunden haben, zu surfen und zum Ziel zu gelangen, zur völligen Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der französischen im Elsaß!
Die Vereinigung der französischen Regionen hat sich mit dieser Bewegung zugunsten der Minderheitensprachen solidarisch erklärt, eine Stütze, die, wenn sie in die Tat umgesetzt wird, zum Erfolg führen muß.

Was bringt der nächste Schulbeginn?

Inzwischen sind die Stimmen unserer deutschsingenden Schulkinder zum Teil verklungen. Und ob die versprochenen Stimmen unserer Gewählten sich nun kraftvoll für unsere

Muttersprache einsetzen werden, das bleibt vorerst dahingestellt. Zwar hat Robert Grossmann einige Tage nach der obenerwähnten Manifestation in den „Dernières Nouvelles d'Alsace" verlauten lassen: „… Es ist um so besser, wenn man für die Zweisprachigkeit im Elsaß kräftig demonstriert." Doch da kommt auch schon gleich ein „aber", ebenfalls von Robert Grossmann: Die Entwicklung des deutsch-französischen (Simultan-)Unterrichts muß in abgeklärter Art und Weise vor sich gehen, weit von jeglicher identitärer Verkrampfung entfernt.
Wenn schon Herr Grossmann es für notwendig empfindet, einen solchen Ratschlag zu geben, möge er uns und alle anderen, die so denken, auch aufzeigen, wo und wann in diesen fünfzig Jahren unseres Kampfes unsere gerechte Forderung nach gleichberechtigter Zweisprachigkeit irgendwie verkrampft, das heißt: politisch verkrampft, gewesen sei. Die Entwicklung des Deutschunterrichts könne nur als eine „freierwählte Vordringlichkeit" („priorité librement choisie") betrachtet werden (Robert Grossmann). Das ist dieser Unterricht sicherlich und gewiß, aber unser demokratischer Staat mißachtet diese freigewählte Priorität einer überwiegenden Mehrheit unserer Schülereltern. Und der Schulbeginn 2012/13 soll laut Rektorat einen neuen Rückgang in der Weiterführung des paritätischen zweisprachigen Unterrichts, der bisher so schöne Erfolge gezeitigt hat, mit sich führen. Wo also besteht die identitäre Verkrampfung? Und bei wem?

Was für ein Unterricht?

Kurz darauf fand – ebenfalls in Straßburg – ein Kolloquium über den zweisprachigen Unterricht statt. Dazu stellte Joseph Philipps, Generalinspekteur des Deutschunterrichts, sachlich fest, es gebe auf diesem Gebiet kein Standard-Modell, das überall anwendbar sei, da alle gegebenen Situationen ihre eigene Besonderheit aufwiesen. Dem kann man nur beipflichten und feststellen, daß wir im Elsaß mit dem zweisprachigen Unterricht im ABC-Kindergarten unser spezifisches Modell gefunden hatten. Man möge also am Rektorat zur Einsicht gelangen, daß man uns diesen Unterricht zu lassen und ihn auszubauen, das heißt: übers ganze Ländchen zu verallgemeinern habe. Wie Herr Philipps weiters ausführte, sollte man sich in der Schulverwaltung der Angst endlich entschlagen, der zweisprachige Unterricht könnte der Verbreitung der französischen Sprache auch nur im geringsten schaden.
Das dürfte auch die Meinung des schon erwähnten Herrn Grossmann sein, der seine Betrachtungen über dieses Problem in den „Dernières Nouvelles d'Alsace" vom 6. April 2012 mit den folgenden Worten abschließt: „Ich bleibe davon überzeugt, daß eine Sprache alle Herzen und Geister durch eine gewährte und von allen angenommene Entwicklung eher als durch den Zwang erobern kann." Dazu muß allerdings ein politischer Wille bestehen und die nötigen Mittel zugunsten der (Minderheiten-) Sprachen vorhanden sein. Und auf dieser Ebene – das stimmt allerdings – muß der Staat handeln.
Ob er dazu gewillt ist, dürfte sich spätestens im Herbst erweisen, beim neuen Schuljahresbeginn. Da könnte die Anzahl der paritätischen, zweisprachigen Klassen in sämtlichen Schulen im Elsaß verdoppelt werden.
Denn vergessen wir es nicht: Die deutsche Sprache ist in ihrer dialektalen Form unsere elsässische Muttersprache! Und unsere Sprache ist unser Schatz.

Gabriel Andres

Das Elsaß und seine Muttersprache

In der immer noch nicht endgültig geregelten elsässischen Sprachenfrage dürfte das Jahr 2012 neue Spannungen mit sich bringen. Das Rektorat, dem mehr Machtbefugnisse zugestanden worden sind, hat nämlich ein neues „Modell" für den zweisprachigen Unterricht ausgetüftelt, das zu Beginn des kommenden Schuljahres, also im Herbst 2012 als „Experiment" eingeführt werden soll. Lehrkörper, Elternvereinigungen, ja selbst Sprachenspezialisten haben bereits gegen dieses Experiment Stellung bezogen. Laut Frau Armande Le Pellec-Müller soll dieses Experiment im Elsaß einen „erweiterten" zweisprachigen Unterricht der deutschen Sprache ermöglichen. Doch soll der bisher zweisprachige paritätische Unterricht von je 12 Stunden Unterricht in deutscher und 12 Stunden in französischer Sprache, und zwar in allen Fächern, durch nur 8 Stunden Deutschunterricht ersetzt werden. Das bedeutet das Ende des paritätischen Unterrichts, der bisher sehr gute Ergebnisse gezeitigt hat.

Lassen wir Zahlen sprechen!

Dieses rektorale Projekt, das klar und deutlich auf der Linie der Bekämpfung der deutschen Muttersprache im Elsaß liegt, wie sie seit der Revolution ununterbrochen und konsequent durchgeführt wird, erfuhr seitens der Lehrerschaft, der Elternvereinigungen und der Fachleute unmißverständliche Ablehnung. Es wird nicht nur zurückgewiesen, sondern als ein klarer Rückschritt in der Angelegenheit der Sprachenfrage gewertet. Der zum gegenwärtigen Zeitpunkt gleichsam auf Sparflamme praktizierte paritätische zweisprachige Unterricht betrifft in der Volksschule etwa 10,5 % der schulpflichtigen Kinder, selbstverständlich ist das viel zu wenig. In den Gymnasien sind es nur mehr 4 %, die diesen Unterricht erhalten, in den Lyzeen gar nur 2,7 %. Dieser, je höher die Schulart liegt, desto stärker abnehmende Prozentsatz ist die Folge verschiedener Faktoren, worunter der Mangel an qualifiziertem Personal der Hauptgrund sein dürfte, obwohl der Staat laut Abmachung verpflichtet ist, das zu diesem zweisprachigen Unterricht erforderliche Personal heranzubilden. Seit dem nunmehr zwanzig Jahre zurückliegenden Beginn dieses Unterrichts hätte das Unterrichtsministerium reichlich Zeit gehabt, dieser seiner Pflicht nachzukommen. Die Abnahme des Interesses an diesem zweisprachigen Unterricht innerhalb der Schuljugend führt letztlich dazu, daß die Beherrschung der deutschen Sprache, namentlich in den Berufsschulen und den technologischen Instituten, für den Arbeitsmarkt ungenügend ist. Das hat sich insofern ausgewirkt, als unsere elsässische Jugend immer weniger für den deutschen und den schweizerdeutschen Arbeitsmarkt angefordert wird. Nun kommt das

Rektorat mit der hinterwäldlerischen Ansicht, mit 8 Stunden Deutschunterricht würden bessere Fortschritte erzielt werden als mit 12 Stunden. Wer kann sich das vorstellen?

Kontinuität des Unterrichts

In der Volksschule waren für 2011 rund 18 353 Schüler für den zweisprachigen paritätischen Unterricht eingetragen, davon 9 441 im Kindergarten und 9 811 in der Schule. In den 48 betroffenen Gymnasien waren es 3 380 Schüler. Für das gegenwärtige Schuljahr 2011/2012 wurde im Elsaß nur eine neue zweisprachige Klasse errichtet. Wohin sollen sich die anderen Schüler wenden, wenn sie den zweisprachigen paritätischen Unterricht fortsetzen wollen? Wenn sie den erarbeiteten sprachlichen Vorsprung nicht verlieren wollen? Die Zahl der Lyzeen, die die Möglichkeit des Abibacs bieten, ist auf 13 herabgeschrumpft, die 907 Schüler aufnehmen können.

Inspektor a. D. D. Morgen, lange Jahre am Rektorat Fachmann für Regionalsprachen, äußert sich eindeutig: „Das Projekt des Rektorats, von 12 Stunden auf 8 überzugehen, ist nicht wünschenswert, man zerbricht das paritätische System, das in der Volksschule eher besser funktioniert. 8 Stunden ist ein Rückschritt“ (Dernières Nouvelles d’Alsace am 8. Januar 2012). Genau so reagierten Elternvereinigungen und die Lehrerschaft. Wir aber sagen: Der zweisprachige paritätische Unterricht muß nicht nur beibehalten werden, er muß ausgebaut und auf das gesamte elsässische Schulwesen ausgedehnt werden. Nur so werden wir das erhoffte Ziel der Beibehaltung unserer Muttersprache erreichen. Dazu gehört natürlich das Lehrpersonal. Die Akademie Straßburg verfügt leider nur über etwa dreißig Personen, die für Regionalsprachen geeignet sind. Das ist selbstredend völlig ungenügend, wenn man den paritätischen zweisprachigen Unterricht erhalten will, erst recht, wenn man ihn ausbauen will. Es gibt eben nur eine Lösung: das notwendige Personal auszubilden, und zwar auf dem schnellsten Wege, wie es die Pflicht des Staates ist.

Was sagen die Eltern?

Zwölf Elternvereinigungen sind sich darin einig, daß jedwedem Experimentieren entgegenzutreten sei. Und zwar deshalb, weil dieses Experimentieren die Grundprinzipien des zweisprachigen paritätischen Unterrichts in Frage stellt. Nur 12 Stunden von 24 erscheinen ihnen bereits zu dürftig, um das „sprachliche Bad“ zu gewährleisten. Wie sollten da 8 Stunden genügen? Das rektorale Vorhaben soll durch lächerliche Sparmaßnahmen ausgelöst sein – so Cl. Froehlicher, Präsident von Eltern Alsace. G. Cronenberger, Bürgermeister von Ingersheim, liegt auf der gleichen Wellenlänge: „Es genügt, wenn das nationale Unterrichtswesen jährlich 50 neue zweisprachige Klassen eröffnet, wie es sich kontraktmäßig gegenüber den Lokalkollektivitäten verpflichtet hat“ (Dernières Nouvelles d’Alsace am 8. September 2011). Und ferner: „Die 12 Stunden Deutsch-unterricht müssen unbedingt beibehalten werden. (M. Laemlin-Delmotte, Bürgermeisterin von Eichwald/Chalampé).“

Natürlich versucht das Rektorat, die erregten Gemüter mit allen Mitteln zu beruhigen. Sei es nun aus finanziellen, sei es aus anderen Gründen, das Elsaß steht wieder einmal vor dem festen Willen des zentralistischen Staates, einer Minderheit ihre Sprache zu rauben. Was dieser Staat seit 1789 konsequent durchexerziert. Und da nützen alle Proteste und Vorhaltungen der Elsässer nichts, und seien sie noch so zurückhaltend in der Beurteilung des Vorhabens des Rektorates: „Die unglückliche Initiative der Frau Rektorin erhellt die Inkohärenz der Sprachenpolitik, die vom Erziehungsministerium im Elsaß seit Jahren durchgeführt wird.“ So Paul Higi, ehemaliger Direktor des Lehrwesens beim Regionalrat. Paul Higi geht auf verschiedene Punkte ein, wovon wir besonders auf den vom Rektorat beanstandeten angeblichen Mangel des Deutschunterrichts an Attraktivität hinweisen möchten. Kann man, so die Frage von Paul Higi, von ungenügender Attraktivität sprechen, wenn alljährlich eine große Zahl von Eltern keine zweisprachigen Klassen für ihre Kinder finden? Und er beschließt seine eindrucksvolle Beurteilung dieser dritten, neuen Methode des Deutschunterrichts mit der den Nagel auf den Kopf treffenden Frage: „Wer vermag sich vorzustellen, daß man zweisprachige Schüler, ja selbst mehrsprachige, mit einsprachigen Lehrern heranbilden könne?“

Als letzte Ratio in dieser Frage bleibt den Elsässern nur mehr die Kraftprobe. Warten wir also den Herbst ab, um zu sehen, wer diese Kraftprobe bestehen wird!

Gabriel Andres

Autoren gesucht!

Zur Verstärkung seiner Mitarbeiterschaft sucht „Der Westen“
Schreiber, die sachkundige Beiträge zur Geschichte oder Gegenwart
des Elsaß und Lothringens honorarfrei verfassen können.

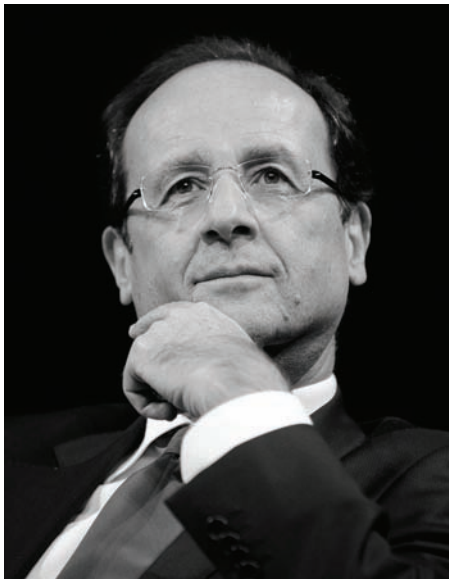
Bei Interesse wenden Sie sich bitte an:

DER WESTEN
Geschäftsstelle:
Frau Oda Ertz, Reuchlinstraße 14b, 75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 6, E-Post: oda.ertz@gmx.de

Präsidentenwahl in Frankreich – Wie haben das Elsaß und Lothringen gewählt?

Am 22. April 2012 fand der erste Wahlgang der französischen Präsidentschaftswahlen statt, am 6. Mai der zweite, in dem der Sozialist François Hollande den bisherigen Amtsinhaber, Nicolas Sarkozy, schlug. Im ersten Wahlgang hatte Sarkozy 27,2 %, Hollande 28,6 % der Stimmen errungen. Im zweiten Wahlgang fielen auf Sarkozy über 48 %, auf Hollande 51,6 % der Stimmen. Da der zweite Wahlgang nach französischem Präsidentenwahlrecht als Stichwahl zwischen den ersten zwei Bewerbern durchgeführt wird, ist der erste Wahlgang, bei dem sich mehrere Kandidaten beteiligen, aussagekräftiger als der zweite, wenngleich letzterer schließlich die Entscheidung bringt. Wie verteilten sich die Stimmen nun in den zwei elsässischen Departements und im Mosel-Departement? Im ersten Wahlgang hatte Sarkozy hier 30,4 %, Hollande dagegen 21,2 % der Stimmen erreicht. In Straßburg, Mülhausen und Metz hatte Hollande schon am 22. April 2012 die Nase vorn (32,1 % bzw. 30,8 % bzw. 29,8 %).

In einigen Städten errang Sarkozy ein gutes, zwischen 30 und 40 % liegendes Ergebnis, Brumath und



Staatspräsident François Hollande (Foto: Jean-Marc Ayrault)

Lauterburg (je 37 %), in Rappoltsweiler (36,4 %), in Oberehnheim (36,2 %), in Großtännchen (36 %) in Hagenau (35 %).

In den drei genannten Departements war im ersten Wahlgang aber nicht der später zum Präsidenten der Republik gewählte Hollande zweiter Sieger, sondern mit 23,1 % Marine Le Pen vom Front National. In einigen Städten errang sie den ersten Platz, so in St. Amarin (31 %), Saaralben (30 %), Bolchen (30,7 %), St. Avold (26,7 %) und Ensisheim (27,8 %). Auffällig ist, daß es vor allem lothringische Städte sind, in denen Marine Len Pen sich an die Spitze setzen konnte.

Dagegen erzielte sie in Straßburg ein schlechtes Ergebnis (11,9 %) und war lediglich um 0,5 % besser als der Kommunist Mélanchon. Dieser erzielte auf die drei Departements bezogen 8,1 % und schnitt besonders im lothringischen Industriegebiet gut ab. In Algringen (Algrange) erreichte er 18,4 %, in Fentsch 16 %, in Hayingen 13,6 %, in Fameck 12 % Landesweit dritter, noch vor dem Kommunisten Mélanchon, wurde der christlich-demokratisch ausgerichtete François Bayrou mit 10,8 %.

Er erzielte aber in keiner der über 100 elsaß-lothringischen Gemeinden mit Stadtrecht mehr als 20 %.

Hätte am 22. April 2012 nur das Elsaß und das Mosel-Departement gewählt, so wären in der Stichwahl Nicolas Sarkozy und Marine Le Pen gegeneinander angetreten und wäre am 6. Mai 2012 Sarkozy zum Präsidenten gewählt worden.

Lob Straßburgs

Strassburg ist eine weitberümbte Freye Reichsstatt gegen Franckreich zu gelegen, ligt auff einem gantz fruchtbaren Boden, in der ebne. Es solle kein orth in Teutschland diesem an fruchtbarkeit zu vergleichen sein … Nicht minder glänzet sie durch die vortreffliche hohe Schul, dahin auß weit entlegenen orten sowol des Studirens als anderer Exercitien wegen viel zu raisen vnd sich allda auffzuhalten pflegen … Daher Paschasius Brismannus nicht vnrecht von der Statt geschriben: „Silberstadt nennen Dich die Lateiner, warum nicht lieber, wie Du es verdienst, Goldstadt? Du liebst und förderst Gelehrte und erzeugest solche, und sendest sie in die äußersten Winkel des Erdkreises: wahrlich, der Name Goldstadt stünde Dir besser an!“

Martin Zeiller, Teutsches Reyssbuch durch Hoch- vnd Nider-Teutschland etc. Straßburg 1632
(zitiert nach: Der elsässische Garten. Herausgegeben von Friedrich Lienhard, Hans Pfitzner und Carl Spindler, Straßburg 1912, S. 216).

Elsässische Goethe-Feiern im Goethejahr 1932

Am 22. März 1932 waren genau einhundert Jahre verstrichen, seit Johann Wolfgang von Goethe die Augen für immer geschlossen hatte. Darüber, was damals im Elsaß (und Lothringen) zum Gedenken an den Dichter geschah, hat knapp die Zeitschrift „Elsaß-Lothringen. Heimatstimmen“ im Heft 5 des Jahrgangs 1932 berichtet. 80 Jahre später, im Jahre 2012, dürfte ebenfalls da und dort auf die „runde“ Wiederkehr von Goethes Todestag hingewiesen und seiner gedacht werden. Deshalb soll der Text von damals an dieser Stelle erneut abgedruckt werden.

In würdiger Weise hat Straßburg den 100. Todestag Goethes, seines hervorragendsten Studenten, gefeiert. Schon am 19. März schmückte den Sockel des Goethe-Denkmals vor der Universität ein grüner Kranz mit den elsässischen Farben, auf dessen rot-weißem Band der Goethespruch stand: „Wer ’s Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.“ Tags darauf fand dann vor der Goethe-Büste im Universitätsgarten eine von der Universität und der Stadtverwaltung gemeinsam veranstaltete Gedächtnisfeier statt, an der auch die Spitzen der französischen Behörden teilnahmen. Nach dem von dem Straßburger Lehrergesangverein gesungenen Goethelied „Über allen Gipfeln ist Ruh“ feierte der neue Rektor Dresch den alten Goethe als den großen Dichter und das weltumspannende Genie. Anschließend schilderte – in deutscher Sprache – der Beigeordnete Koeßler Goethes elsässisches Erlebnis und was es für sein Werden bedeutete. Mit dem Vortrag des Liedes vom „Heidenröslein“ schloß die stimmungvolle Feier.

Am Todestag selbst war das Denkmal des jungen Goethe festlich mit Lorbeer, Blumen und Palmen geschmückt, während durch die Stadt am Hause Knoblochgasse 22, in welchem Goethe in der Pension der Schwestern Lauth Mitglied der Salzmann’schen Tischgesellschaft war, eine Gedenktafel angebracht wurde.

Mit der Aufführung von Goethes Trauerspiel „Clavigo“ durch das Frankfurter Schauspielhaus am 1. April eröffnete das Straßburger Stadttheater die geplante Wiedergabe Goethescher Dramen. In „Clavigo“, den Goethe im Mai 1774 aus eigenem Erleben, vor allem im Gedenken an Friederike Brion, geschrieben hatte, sollte zugleich der französische Dichter Beaumarchais geehrt werden, dessen 200. Geburtstag am 24. Januar gewesen ist und dessen spanische Reiseerinnerungen Goethe benützt hat. Am folgenden Tag sprach Dr. Hermann Wendel in der Aubette über „Goethe als Weltbürger“. Umrahmt war diese Gedenkfeier, zu der das Straßburger sozialistische

Das Goethe-Denkmal in Straßburg

Arbeitersyndikat eingeladen hatte, von zahlreichen zum Vortrag gebrachten Goetheliedern. Herm. Wendels Vortrag gipfelte in der dringenden Mahnung zur Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, die gewiß auch im Sinne Goethes sei.

Eine Weihestunde voll nachhaltender Wirkung erlebte man im Hector-Berlioz-Saal des Straßburger Konservatoriums am 8. April. Zwei Quartette – von Mozart und Beethoven – leiteten die eigentliche Goethe-Ehrung ein, in der zunächst der in Freiburg tätige Straßburger Opernsänger C. Lorentz in chronologischer Folge die mit historisch-biographischen Erläuterungen belebten Friederiken-Lieder und Hans Karl Abels Goethe-Festspiel vortrug. Frau Debonte sang zum Schluß Goethelieder von Liszt, Franz Schubert und Wolf, während der bekannte elsässische Kunstmaler und Dichter Henri Solveen mit einem Vortrag über „Menschen und Landschaft um den Straßburger Goethe“ dem Abend seinen Höhepunkt gab.

Am 10. April brachte der erste Teil eines Volkskonzerts der „Union Chorale“ im Sängerhaus eine Goethe-Ehrung der elsässischen Kommunisten, deren volkstümlicher Charakter besonders gefiel. Der Glanzpunkt dieser schlichten Feier war die Erstaufführung des von dem elsässischen Komponisten Leon Loeb vertonten „Getreuen Eckardt“, die stürmischen Beifall erntete und auch in gegnerischen Blättern hohe Anerkennung fand. [Hier sei angemerkt, daß damals, 1932, Charles Hueber als Bürgermeister an der Spitze der Stadt Straßburg stand, der zwar Kommunist, aber ausgesprochen heimattreu war.]

Das letzte Abonnementskonzert des städtischen Orchesters am 13. April unter Leitung von Bastide im Sängerhaus stand ganz im Zeichen Goethes. Zum Vortrag gelangten Beethovens Musik zu „Egmont“ und die gewaltige „Faust-Symphonie“ von Franz Liszt für Orchester, Männerchor und Tenorsolo.

Als vorläufiger Abschluß der Goethe-Feiern in Straßburg brachte das Straßburger Stadttheater als Festaufführung den I. Teil des „Faust“ mit Moissi als Faust und Bassermann als Mephistopheles. Die ausgezeichnete Rollenbesetzung und die überragende Leistung der Künstler sorgten dafür, daß das ausverkaufte Haus zum Schluß in nicht endenwollenden stürmischen Beifall ausbrach.

Auch die Stadt Colmar veranstaltete am 21. März im Stadttheater einen Festabend, in dem das Freiburger Stadttheaterensemble in meisterlicher Weise den I. Teil der Fausttragödie zu Gehör brachte.

Die Stadt Saargemünd gab einem ihrer neu angelegten Plätze den Namen Goethes und ließ am Hause Nr. 41 in der Frankreichstraße zum Andenken an Goethes Besuch der Stadt auf seinem Ritt nach Saarbrücken am 27. Juni 1770 eine Tafel anbringen.

Konrad (v.) Studt

Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen von 1887 bis 1889

Vor nunmehr 125 Jahren, im Jahre 1887, trat eine der beeindruckendsten Persönlichkeiten, die während der Reichslandzeit in der Verwaltung Elsaß-Lothringens tätig waren, in den reichsländischen Dienst, Konrad Studt. Ein Straßburger Zeitgenosse Studts, der sächsische Generalleutnant Richard Kaden, beschrieb die Stadt Straßburg kurz vor dem amtlichen Wirken Konrad Studts als Unterstaatssekretär wie folgt: „Damals war der Stadtkern noch von riesenhaften Mauern und Wällen eingeengt, die der inneren Stadt etwas Düsteres gaben, Luft und Licht absperrten. Das herrliche Villenviertel an der Universität existierte noch nicht, zu dieser selbst war kaum der Grund gegraben. Straßburg machte damals den Eindruck einer französischen Mittelstadt."

Konrad Studt ist denn auch weniger durch seine zeitlich nur recht kurze Tätigkeit, die er während der Statthalterschaft des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst als Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen entfaltete, als durch seine anschließende langjährige Tätigkeit als Oberpräsident der preußischen Provinz Westfalen während der Jahre 1889–1899 und sein nachfolgendes Wirken als preußischer Kultusminister in den Jahren 1899 bis 1907 bekannt geworden.

Studt war ein hervorragender preußischer Beamter, der durch seine Person und seine dienstliche Laufbahn die böse, doch in den im Reichsland häufig gehörte Meinung wiederlegte, nach 1871 seien vorrangig diejenigen Beamten ins Elsaß geschickt worden, die sich etwas hätten zuschulden kommen lassen oder die sich nur durch mittelmäßige dienstliche Fähigkeiten auszeichneten. So schrieb zum Beispiel. der aus der preußischen Provinz Sachsen stammende und in Berlin groß gewordene, dann an der Universität Straßburg lehrende Psychiatrieprofessor Alfred E. Hoche in seinen Lebenserinnerungen („Jahresringe – Innenansicht eines Menschenlebens" München 1934 S. 128) die kritischen Worte: „Die deutsche Verwaltung war

auch oft wenig glücklich in der Auswahl der Persönlichkeiten, die in das neue Land geschickt wurden; mir ist ein Fall erinnerlich, daß ein Beamter, der im Norden wegen Trinkens nicht mehr als geeignet befunden wurde, noch gut genug war, um im Elsaß Kreisdirektor [Landrat] zu werden; die regierte Bevölkerung schwieg aus alter politischer Disziplin, aber sie dachte sich ihr Teil." Daß solche Stimmungen und Meinungen in der Mehrzahl keine Berechtigung hatten, davon zeugt ganz eindeutig der beeindruckende Lebenslauf des später sogar geadelten preußischen Verwaltungsbeamten Konrad Studt.

Conrad Heinrich Gustav Studt wurde am 5. Oktober 1838 in der niederschlesischen Stadt Schweidnitz als Sohn eines Rechtsanwalts geboren und war evangelischer Konfession. Letzteres war in dem zweikonfessionellen Schlesien nicht so selbstverständlich wie in den anderen östlichen Provinzen des Königreichs Preußen. Nach dem Abitur und einem sechssemestrigen juristischen Studium an den Universitäten Breslau und Bonn – er betätigte sich dabei als Korpsstudent – war Konrad Studt ab dem 1. Juli 1859 als Gerichtsauskultator, ab dem 19 Juli 1861 als Gerichtsreferendar und ab dem 15. Januar 1865 als Gerichtsassessor am Kreisgericht seiner Heimatstadt Schweidnitz beschäftigt. Am 10. Mai 1867 wechselte er in den preußischen Verwaltungsdienst über und fand zunächst eine kommissarische Beschäftigung als stellvertretender Justitiar der für das Sachgebiet Inneres zuständigen I. Abteilung der Regierung des Regierungsbezirks Breslau; diese Tätigkeit übte er bis zum 1. November 1867 aus.

Studt war hochmotiviert und ehrgeizig, und die Tätigkeit eines Justitiars befriedigte ihn überhaupt nicht, er wollte sich laut schriftlichen Wünschen gegenüber dem preußischen Innenminister ab dem 2. November 1867 als Landratsamtsverwalter des Kreises Obornik in der Schlesien unmittelbar benachbarten, gemischtnational deutsch-polnisch besiedelten Provinz Posen beweisen. Da sich Studt in dieser interimistischen Dienststellung hervorragend bewährte, wurde er, noch nicht 30 Jahre alt, am 29. Juli 1868 als Landrat des Kreises Obornik amtlich bestallt. Mit seinem Wirken waren die Kreisbewohner offensichtlich sehr zufrieden, denn bei seinem Scheiden aus diesem von Deutschen und Polen besiedelten Kreis erhielt der Landrat Studt vom Oborniker Kreistag namens der dankbaren Kreisinsassen zur Erinnerung einen großen silbernen Tafelaufsatz als Geschenk.

Als Landrat hatte sich Studt so gut bewährt, daß man ihn wegen seiner bewiesenen „geschäftlichen Tüchtigkeit" am 21. Januar 1876 – zunächst als sogenannten „Hilfsarbeiter" – nach Berlin ins preußische Innenministerium berief. Dort unermüdlich bei der Ausarbeitung verschiedener Gesetzentwürfe tätig, erhielt Studt zunächst am 12. Januar 1880 als persönliche Auszeichnung den Titel und das Patent als „Geheimer Rat mit dem Rang der Räte III. Klasse". Noch wichtiger war aber für ihn, daß er schon am 15. März 1880 zum „Vortragenden Rat" im Innenministerium vorrückte, einer Dienststellung, die der eines Abteilungsleiters in heutigen Ministerien ähnlich war.

Nur zwei Jahre später erfolgte der nächste wichtige Karrieresprung:

Mit nur 44 Jahren erhielt der wegen „seines soliden Wissens“ und „seiner hervorragenden geschäftlichen Betätigung“ im amtlichen Bestallungsschreiben ausdrücklich gerühmte Studt die Ernennung zum Regierungspräsidenten des Regierungsbezirks Königsberg in der Provinz Ostpreußen. Wie eingangs erwähnt, wurde der dienstlich so erfolgreiche Konrad Studt fünf Jahre später, am 14. April 1887, zum Unterstaatssekretär im Ministerium für Elsaß-Lothringen ernannt. Die kurz vorher durchgeführten Reichstagswahlen, die unter dem Vorzeichen des sogenannten Septennats verliefen, hatten in Elsaß-Lothringen ein letztes Aufflammen des Protestes gezeitigt. Es waren ausschließlich Septennatsgegner gewählt worden. Dies galt als Scheitern der bisherigen Politik, und sowohl der Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, Karl von Hofmann, als auch die Unterstaatssekretäre wurden durch neue Männer ersetzt.

Als amtlicher Vertreter des Staatssekretärs (Ministers) für Elsaß-Lothringen hatte Konrad Studt hinfort in reichsländischem Dienste das ordnungsgemäße Arbeiten der staatlichen Verwaltungsorgane für die Fachgebiete Inneres, Justiz, Kultus, Finanzen, Handel, Domänen, Landwirtschaft und öffentliche Arbeiten im Reichsland Elsaß-Lothringen zu gewährleisten und zu beaufsichtigen. Außerdem unterstanden seiner Dienstaufsicht alle Personalia in der öffentlichen Verwaltung, alle Gewerbesachen, aber auch die Landesschuldenverwaltung sowie die Aufsicht über die Redaktion des „Gesetzblatts für Elsaß-Lothringen“ und die Redaktion des „Straßburger Korrespondenten“. Sein unmittelbarer Vorgesetzter war der Staatssekretär, Maximilian von Puttkamer.

An der Spitze des Reichslandes stand als Kaiserlicher Statthalter damals Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, späterer deutscher Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. Dieser schlug dem jungen Kaiser Wilhelm II. einige Jahre später, als er selbst bereits in Berlin wirkte, in einem Bericht vom 5. Dezember 1895 als neuen preußischen Innenminister nicht ohne Grund Konrad Studt vor und charakterisierte ihn dabei mit den Worten: „ … ein hervorragend befähigter Beamter; er hat sich auf seinem Posten vorzüglich bewährt“.

Schon im Jahr 1889 wurde Konrad Studt von Straßburg wegberufen und nach Münster versetzt, wo er bis 1899 als Oberpräsident der Provinz Westfalen wirkte. 1899 wurde er zum preußischen Kultusminister ernannt. Schon vorher war Studt mehrfach als möglicher preußischen Innen- bzw. Finanzminister im Gespräch gewesen. Alles was ein preußischer Verwaltungsbeamter in seinem Leben erreichen konnte, einschließlich der 1898 erfolgten Auszeichnung mit den Brillanten zum Königlichen Kronen-Orden I. Klasse: Konrad Studt hatte es in seinem Leben erreicht.

Der scharfzüngige Berliner Bankier Carl Fürstenberg schrieb in seinen lesenswerten Lebenserinnerungen („Carl Fürstenberg – die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers 1870–1914“, Berlin 1931 S. 507 f.) über den öfters in seinem Hause verkehrenden Minister Studt, dieser habe Kaiser Wilhelm I. wie aus dem Gesicht geschnitten geglichen und, wie manche behaupteten, nicht ohne Grund. Doch dürfte diese Bemerkung nur auf Klatsch und Gerüchten beruhen. Nichts in den erhalten gebliebenen Personalakten Konrad Studts deutet auch nur im entferntesten darauf hin, daß Studt von Wilhelm I. protegiert worden wäre. Seine gesamte dienstliche Karriere hatte sich der in bürgerlichen Kreisen geborene, erst spät geadelte Konrad Studt selbst erarbeitet, wie seine stets ausgezeichneten dienstlichen Beurteilungen beweisen.

Konrad Studt war mit Johanna, einer geborenen Witte, einer Tochter des 1873 verstorbenen Rittergutsbesitzers Witte vom Rittergut Choustowo (Kreis Obornik), verheiratet. Seine zukünftige Frau hatte Studt während seiner Tätigkeit als Landrat im Kreis Obornik kennengelernt. Der Ehe entsprang eine einzige, 1870 geborene Tochter, die sich um 1890 mit dem späteren preußischen Generalleutnant v. Drabich-Wächter vermählte, dem sie in Straßburg während der dortigen Dienstzeit ihres Vaters begegnet war.

Konrad Studt nahm als Reserveoffizier an allen drei Feldzügen der deutschen Einheitskriege (1864, 1866 und 1870/71) teil. Den 28jährigen Sekondelieutenant im 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 50 Konrad Studt dekorierte der preußische König Wilhelm I. wie den damaligen Sekondelieutenant und späteren Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg wegen während des Feldzugs von 1866 in Böhmen bewiesener Tapferkeit mit dem Roten Adler-Orden IV. Klasse mit den Schwertern. Konrad v. Studt, vielfacher Ehrendoktor und Minister a. D., verstarb am 29. Oktober 1921 in Berlin.

Dr. Jürgen W. Schmidt (Berlin)

E Früejohrslied von Karl Bernhardt (1815–1864)

Der Schnee isch furt,
un d’Früejohrssunn
Schynt kräfti üwwer Berj un Thal,
Ball sinn au d’Bäum jetz nimmi kahl,
Un d’Kätzle safti stoße schun.
Un d’Matte voll Gänsblüemle stehn,
Un d’Himmelsschlüssle blüeje scheen.

Un d’Vejjelotte, dief im Moos,
Lueue mit blöue Gickle rüs,
Bscheide in ihrem grüene Hüüs
Beniede sie nit d’brächti Roos.
D’Goldkäferle umkrawwle gern
Arickele un Morjestern.

O scheeni, liewi Früejohrszitt!
Wo alles zwitschert, lacht un singt,
Wo neues Lewe durch eine dringt,
Mer otmet frei, d’Brust wurd eim wyt.
Noch lew’i drin als wärsch noch hit.

Ludwig Uhland und die Brüder Stoeber

Zu den runden Gedenktagen im Jahr 2012 gehört auch der 150. Todestag des Dichters, Literaturwissenschaftlers und Politikers Ludwig Uhland, der am 13. November 1862 in Tübingen gestorben ist.

Ludwig Uhland

Am 15. November 1862 schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „… der einzige Dichter, von dem ich ganz gewiß weiß, daß er auf die Nachwelt kommt, nicht als Name, sondern als fortwirkende, lebendige Persönlichkeit …“.
Im Elsaß machten Uhlands Werke vor allem auf die Dialektdichter August und Adolf Stoeber großen Eindruck. So teilte der 21jährige August im Juni 1829 einem Freund, dem badischen Schriftsteller August Schnetzler, mit, daß er Uhland täglich lese und täglich mehr liebe. Nach der Veröffentlichung der 4. Auflage von Uhlands Gedichten (1829) verfaßte er eine achtstrophige „Huldigung an Ludwig Uhland“, deren erste Strophe lautet:

Wiederum ist aufgegangen
Meisters süßer Liedermund!
Und drei goldne Töne klangen
Mild und freundlich in die Rund’.

Mit den „drei Tönen“ sind die drei Gedichte „Die Ulme zu Hirsau“, „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden“ und „Frühlingslieder“ gemeint. Diese Huldigung scheint jedoch Uhland niemals zu Gesicht gekommen zu sein. Anfang August 1829 schrieb August Stoeber dem Dichter einen ersten Brief. In einem weiteren Schreiben vom November 1829 teilte er ihm mit, daß sich noch viele ältere Personen in Straßburg an Goethes Aufenthalt in der Stadt erinnerten. So werde erzählt, Goethe sei einmal voller Bewunderung vor dem Portal des Münsters gestanden. Als einmal ein Karrenzieher hart an ihm vorbei

Adolf Stoeber

fuhr, soll sich Goethe zürnend umgedreht und dem verblüfften Mann eine derbe Ohrfeige gegeben haben mit den Worten „Willst du staunen, Flegel!“ und auf das Münster gezeigt haben. Diese Anekdote regte Uhland zu seinem Gedicht „Münstersage“ an, das dann im „Stuttgarter Morgenblatt“ erschienen ist.

Münstersage

Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt’s der Stein.

Einst klomm die luft’gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf,
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt aus seiner Stube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gären,
Als wollt’ er, wunderbar,
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! –

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?[1]

Auch von Adolf Stoeber ist bekannt, daß er an den Liedern und Romanzen Uhlands die größte Freude hatte.

August Stoeber

Er verfaßte ebenfalls ein achtstrophiges Gedicht „An Ludwig Uhland“ und bekannte darin, was er dem schwäbischen Dichter verdankte:

Als ich zuerst mich unterwunden,
Im Lied zu künden Schmerz und Lust,
War meine Zunge wie gebunden
Und wie beklommen meine Brust …

Da trat ich deiner Mus’ entgegen,
An ihrem Munde hing ich lang,
Ihr Atem bald mit stillem Segen
Mir in die tiefste Seele drang.

Da fühlt’ ich meine Brust sich weiten,
Die Zunge löste Band für Band,
Und aus dem Herzen, dem befreiten,
Das Lied sich hell und heiter fand.

Unter dem Titel „Alsabilder“ gaben August und Adolf Stoeber 1835 gemeinsam eine Sammlung elsässischer Sagen und Legenden in Versform heraus. Durch die Vermittlung des schwäbischen Dichters Gustav Schwab erhielt Ludwig Uhland ein Exemplar und äußerte sich sehr positiv darüber: „… Man sieht in diesen elsässischen Sagen das Gebirg mit dem Feengarten und dem Bölchensee, die Felsvorsprünge mit ihren wunderlichen Formen und alten Burgtrümmern, auf den Hügeln Klöster und Kapellen, Dreiähren zeugt vom Erntesegen des Thales und der Weinduft aus der Arnsburg vom edlen Gewächs der Rebengelände; aber mitten im Vordergrund ragt das herrliche Münster, darin der treffliche Kaisersberger unmittelbar an der Kanzeltreppe ins Grab stieg.“

Die Brüder Stoeber lernten Uhland dann auch persönlich kennen. Vom 13. bis zum 16. Juli 1836 weilte August auf Einladung Schwabs in Stuttgart. Er traf dort mehrmals mit Uhland zusammen, der damals zwar in Tübingen lehrte, aber seit 1833 als Abgeordneter im Stuttgarter Landtag saß. Mit Schwab zusammen besuchte Stoeber am 15. Juli eine Ständeversammlung und stellte fest, daß Uhland als Abgeordneter ein ganz anderer Mensch zu sein schien als in seinem Privatleben: von heiliger Unruhe erfüllt, konnte er nicht auf seinem Platz bleiben, besonders, wenn die Minister etwas Dummes oder Schlechtes sagten.

Jahre hindurch unternahm Uhland im Sommer Reisen, um Volkslieder und Sagen zu sammeln. So kam er im Juli 1846 auch nach Mülhausen, wo die Stoebers damals wohnten, und suchte sie auf.

Am 23. Februar 1856, am vierten Gründungstag, ernannte die von den Brüdern Stoeber und dem elsässischen Dichter Georg Zetter in Mülhausen ins Leben gerufene deutsch-literarische Gesellschaft „Concordia“ Ludwig Uhland zum Ehrenmitglied. Uhland dankte in einem herzlichen Schreiben an August Stoeber für die Einladung zur Festsitzung und bedauerte, wegen der weiten Entfernung nicht teilnehmen zu können. Er war kein Freund von Ehrungen. 1853 hatte er zwei Orden, die ihm verliehen werden sollten, den preußischen Orden „Pour le mérite“ und den bayerischen Maximiliansorden, abgelehnt. Doch reisen konnte der 69jährige noch. Im Sommer 1857 fuhr er in die Pfalz. Er wollte vor allem den Ort aufsuchen, wo der im Waltharilied geschilderte Kampf zwischen Walther und seinen Verfolgern stattgefunden hatte. Das Jahr 1859 führte ihn noch einmal in die Schweiz.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er, mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, in seinem Tübinger Haus an den Neckarwiesen.

[1] Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen auch Goethes Name, von seinen akademischen Jahren her, eingehauen.

Literatur:
Karl Walter, Die Brüder Stöber. Zwei Vorkämpfer für das deutsche Volkstum im Elsaß des 19. Jahrhunderts, Kolmar o. J. (1943).

Sebastian Münster:
Von dem Elsaß und seiner großen Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden, 1553

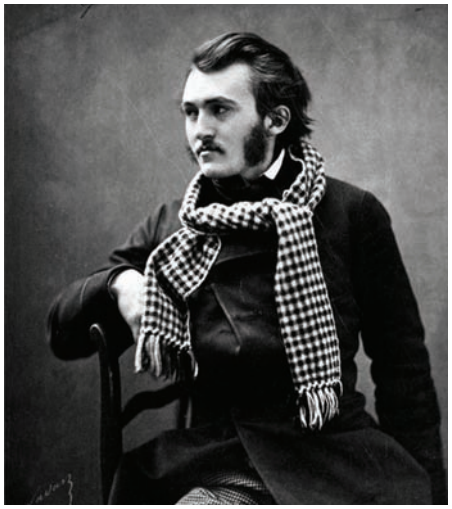
Nun wie fruchtbar das Elsaß sei, magst du daraus merken, daß in dem engen Begriff alle Jahr ein solich groß Gut von Wein und Korn gefalt, daß nit allein darvom seine Inwohner, der trefflich viel seind, zu leben haben, sunder man führt daraus mit Schiffen und Wägen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Bayerland, Niederland, ja Engelland. Im Sunggöw, ja im ganzen Elsaß uf der Ebne wächst ein groß Gut von Korn, darvon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An den Bergen kocht sich der gut Wein, und uf der Ebne wächst das Korn und viel fruchtbarer Obstbäum. Man findt auch ganz Wäld mit Kösten (Kastanien) Bäumen in den Bergen. Darzu weißt man wohl, wie so groß Gut jährlich von Silber in dem Lebertal gegraben wird. Es seind so nit minder dann 30 Silbergruben, die haben all ihre besondere Namen … Weiter was kostlicher Weid in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die guten Münster Käs, so man daraus bringt. Und daß ich es mit kurzen Worten sag, es ist dem ganzen deutschen Land kein Gegenheit, die diesem Elsaß möcht verglichen werden. Man findt wohl Länder in Deutschland, do guter Wein wachst, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nit darbei solichen vollen Brotkasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Dann in diesem Land findest du an dem Gebirg kein Ort, das nit erbauen sei mit Flecken, Weingärten oder Äckern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sumpfig, hat do selbigen gute Weid für das Vieh. Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen erbauen, daß darin sechsundvierzig Städt’ und Städtlin, die all ummauert seind, gefunden werden und fünfzig Schlösser auf den Bergen und der Ebne gebauen. Der Dörfer aber und Weiler ist kein Zahl …

Aus der „Cosmographia“ von Sebastian Münster (Basel, um 1580)

Von dem Teutschen Lande.

Elsaß Zabern.

Der Zeichner und Graveur Gustave Doré – ein „Zufallselsässer“



Gustave Doré wurde vor 180 Jahren, am 6. Januar 1832, in der Blauwolkengasse in Straßburg geboren. Später wohnte die Familie in der Kalbsgasse in der Nähe des Münsters. Beide Eltern stammten aus Innerfrankreich.
Schon als Fünfjähriger zeichnete und malte der Junge erstaunlich viel und gut. Was ihn tagtäglich beeindruckte, seien es Menschen auf der Straße, seien es Figuren am Münster oder auch Erzählungen der lieben Hausangestellten Françoise, brachte er aufs Papier. Anläßlich seines 100. Geburtstages zeigte das Straßburger Kupferstichkabinett im Jahre 1932 eine große Auswahl dieser frühen Kunstwerke. Auf Wanderungen mit dem Vater lernte er die Vogesen kennen. Die Schönheit der elsässischen Landschaft mit ihren Burgen und Schlössern beeindruckte ihn tief und kam später immer wieder in seinen Bildern zum Ausdruck.
Als Gustave zehn Jahre alt war, wurde sein Vater, ein Regierungsingenieur, nach Bourg en Bresse (Ain) versetzt, und die Familie zog dorthin. Von da an kam Gustave Doré nur noch zu kurzen Besuchen ins Elsaß und weilte dann gern auf dem Odilienberg.
In Bourg en Bresse veröffentlichte der Zehnjährige seine ersten Lithographien. 1848 kam er nach Paris, wo er das Collège Charlemagne besuchte. Dort bekam der Zeichner und Journalist Charles Philipon einige Zeichnungen Dorés zu sehen, die ihn so stark beeindruckten, daß er am 17. April 1848 mit Vater Doré einen Vertrag abschloß, nach welchem der Sohn während der folgenden drei Jahre jede Woche eine Zeichnung für die neugegründete Zeitung „Le Journal pour rire“ zu liefern hatte. Gustav schuf zunächst die lustige Serie „Les travaux de Hercule“ (Die Herkulesarbeiten). Damit begann der Aufstieg dieses Autodidakten. Er schuf Zeichnungen, vor allem für Buchholzschnitte. 1854 gründete er zusammen mit Charles Philipon die Zeitschrift „Le Musée anglo-français“, was ihm zu immer größerer Bekanntheit verhalf. Doré lieferte u. a. Illustrationen zu Rabelais’ „Gargantua“ (1854), Balzacs „Contes drôlatiques“ (1855), Perraults „Contes de fées“ (1862), Cervantes’ „Don Quichotte“ (1863), Lafontaines Fabeln (1866). Als seine besten Werke gelten die Illustrationen zu Dantes „L’Enfer“ (Die Hölle) (1861) und eine zweibändige Bibelausgabe (1865).
Neben dieser umfassenden Tätigkeit als Zeichner und Graveur hatte Doré noch Zeit für die Malerei. Seine Gemälde fanden vor allem in England und Nordamerika Anerkennung, so „Francesca da Rimini“ (1861) und „Sortie du Prétoire“ (Christus vom Prätorium herabschreitend) (1872). Er arbeitete auch als Bildhauer. „La Parque et l’Amour“ (Die Parze und Amor) (1878) gehört zu den bekanntesten Statuen.
Auf der Pariser Weltausstellung von 1878 erregte er Aufmerksamkeit mit einer monumentalen Vase, auf der neckische Weingeister übereinander purzelten.
Er hatte eine große Shakespeare-Illustration in Arbeit, als er am 23. Januar 1883, erst 51 Jahre alt, in Paris an den Folgen eines Schlaganfalls starb. Kurz vor seinem Tode tauschte er mit seinem Jugendfreund Arthur Kratz Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit in Straßburg aus.
Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Pariser Friedhof Père-Lachaise.

amg

Quelle:
A. Andres: Gustave Doré und das Elsaß. In: Elsaßland/Lothringer Heimat, Heft 9, Gebweiler 1932; Ch. Spindler: Gustave Doré. In: Der Elsässische Garten, Straßburg 1912; Édouard Sitzmann: Dictionnaire de Biographie des Hommes Célèbres de l’Alsace, Rixheim 1909

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Oda Ertz,
Reuchlinstraße 14b,
75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 67
E-Post: oda.ertz@gmx.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Kraichgau
Kontonummer: 17 37 10 06
BLZ: 66 35 00 36

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

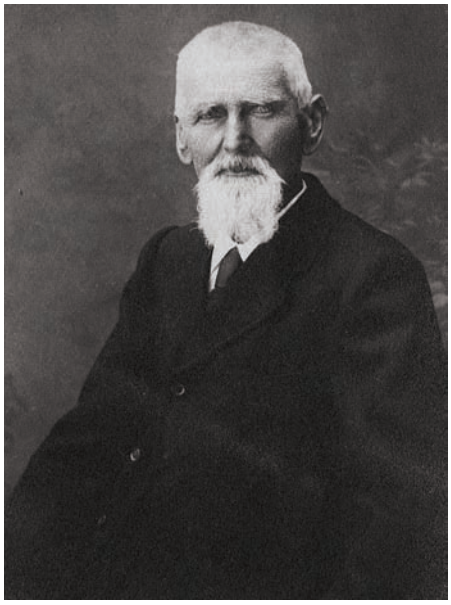
Druck & Vertrieb:
Turtschan und Gloria GbR,
Am Angerberg 5,
99094 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Aus den Erinnerungen Albert Girardins (1914–1998):

Mein Großvater Christian Girardin

Mein Großvater Christian Girardin wurde als jüngster Sohn des Müllers David Girardin und seiner Frau Charlotte Jaquillard am 9. Dezember 1844 auf der Mühle von Kirberg geboren. Er starb am 18. August 1926 auf der Mühle von Hirschland. Vorfahren beider Eltern gehörten zu den Hugenotten, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Glaubensgründen in die Grafschaft Nassau-Saarwerden eingewandert waren. David lernte das Müllerhandwerk bei seinem Vater, bevor er als Zwanzigjähriger 1865 sich zur Musterung stellen mußte. Unter Napoleon III. wurde ungefähr die Hälfte der dienstfähigen Männer eingezogen. Bei der Musterung wurde gelost. Wenn der Kanton Drulingen 150 Rekruten hatte und nur 80 brauchte, wurden die Männer, die die Lose 1 bis 80 gezogen hatten, Soldat, die mit den Losnummern 81 bis 150 waren frei. Die Dienstzeit betrug sieben Jahre. Die Dienstpflichtigen konnten einen Ersatzmann stellen. Es gab „marchands d'hommes", die solche vermittelten. Der Preis eines Ersatzmanns lag in Friedenszeiten bei 2 000 Franken, in Kriegszeiten bei 3 000 Franken. Zum Vergleich: Das Gehalt eines Schulmeisters lag zwischen 500 und 1 000 Franken im Jahr.Christian zog eine niedrige Nummer. Sein Vater hätte ihn freigekauft, aber er wollte Soldat werden. Er kam in Garnison in Langres (Haute-Marne) und brachte es zum Sergeanten. Dann übernahm er die Leitung einer Militärmühle. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 wurde Christian nach Straßburg versetzt und nahm an der Verteidigung der von badischen Truppen belagerten Stadtteil. Dabei wurde er durch einen Granatsplitter in den Oberschenkel verwundet und als Invalide entlassen. Zwei Jahre ging er am Stock und hatte oft Schmerzen, die er mit Galgenhumor ertrug. Dann entstand ein Geschwür am Bein, der Splitter kam heraus, und das Bein war bald völlig geheilt. Bei einem Aufenthalt in der Mühle von Bischtroff lernte Christian seine zukünftige Frau, Karoline Lafleur, kennen, die bei ihrer



Christan Girardin im hohen Alter

verwitweten Mutter in Bischtroff lebte. Die beiden heirateten am 1. April 1872. Karoline Lafleur war die Tochter von François Victor Lafleur aus Rambervillers und Christiana Karcher aus Bischtroff. Die Karcher stammen aus dem Saarland. Die Lafleur waren eine Familie von Schweizer Hofleuten aus dem Simmental, die seit dem 18. Jahrhundert auf lothringischen Höfen saßen und als Protestanten die Gegenreformation überleben konnten, weil sie unter dem Schutz der Benediktineräbte und der adeligen Gutsbesitzer standen, die die tüchtigen Hofleute beriefen, obwohl die Niederlassung von Protestanten gesetzlich verboten war. Der ursprüngliche Name Blum wurde in Lafleur übersetzt, der den Behörden geläufiger war. Die protestantischen Familien, die in einer ganz katholischen Umgebung lebten, hielten sich zu den protestantischen Pfarreien Markirch (Ste-Marie-aux-Mines), Diedendorf und Rauweiler. Sie fuhren zwei- oder dreimal im Jahr zur Kirche, um zu heiraten, Kinder taufen zu lassen oder zu einem Gedächtnisgottesdienst für einen Verstorbenen. François Victor Lafleur holte sich wie seine Vorfahren und Landsleute seine Frau in einer protestantischen Pfarrei, in diesem Fall in Bischtroff in der ehemaligen Grafschaft Nassau-Saarwerden. Er war Hofmann und Fuhrunternehmer. Als er einmal bei Regenwetter mit seinem Fuhrwerk unterwegs war, erkältete er sich und starb am 19. Januar 1859 an einer Lungenentzündung. Seine Witwe wollte mit ihren beiden kleinen Töchtern nicht in der fremden Umgebung bleiben. Sie verkaufte ihren ganzen Gesitz in Rambervillers und kehrte nach Bischtroff zurück.

Christian Girardin kaufte nach seiner Heirat für 22 000 Goldfranken die obere Hirschlander Mühle, die er umbaute und vergrößerte und zog mit seiner Frau dorthin. Er betrieb eine Landwirtschaft von etwa 45 Acker mit einem Knecht, hatte zwei Pferde, fünf Kühe. Die Mühle trug jährlich 80 bis 100 Doppelzentner Weizen ein. Das Mahlen wurde gegen 1890 eingestellt, nachdem die Wolfskircher Großmühle einen Aufschwung erlebt hatte.

Er führte ein offenes Haus und hatte oft Besuch. Besucher waren zunächst die Bischtroffer Verwandten Karcher, die Fontaine in Pfalzburg (Christian war der Pate des späteren Chirurgen Professor Fontaine, dem die Bischtroffer ein Denkmal gesetzt haben), der Pfarrer Henri Berron, der auf die Hirschlander Kirb kam und die strenggläubigen Hirschlander ärgerte, wenn er mit seinem Vetter Christian im Tanzsaal erschien und mit den Hirschlander Frauen walzte. Regelmäßig kam auch der Drulinger Arzt Dr. Ertzbischof, dessen Frau eine Kusine der Großmutter war.

Victor, der älteste Sohn von Christian Girardin, war sein Patenkind, und er machte ihm einmal ein sensationelles Geschenk, als er ihm zum Geburtstag eine Laterna Magica brachte. Die Jugend der Umgebung saß begeistert vor diesem Vorläufer des Kinos. Dr. Ertzbischof war ein derber, jähzorniger Mann, der tüchtig schimpfen konnte, wenn die Leute unvernünftig waren oder ihn zu spät zu einem Kranken gerufen hatten. Gleichzeitig mit dem Notar Wehrung stellte er sich zur Wahl in den Bezirkstag. Daß Wehrung gewählt wurde, erboste ihn dermaßen, daß er alles verkaufte und nach Paris zog. Damit hörten die

Beziehungen auf, zum Leidwesen des Großvaters, der den originellen Kauz schätzte.
Christian war selber ein Original. Über Erziehung hatte er seine eigenen Vorstellungen. Er ärgerte sich über seinen Sohn Victor, der ihm viel zu brav war. So gab er ihm einmal ein Geldstück und sagte: „Jetzt nimmst du einen Stein, gehst hinüber zum Nachbarn und wirfst ihm eine Scheibe ein, damit du auch einmal eine Dummheit gemacht hast!“
Der ältere Bruder des Großvaters, Jakob Girardin, geboren am 3. März 1841, heiratete eine reiche Frau, Katharina Bloch aus Lixheim, und kaufte eine Gastwirtschaft und eine Bäckerei in dem nach 1871 rasch aufblühenden Saarburg. Er belieferte die deutschen Kasernen mit Brot und Backwaren, und in seiner Wirtschaft zechten die deutschen Soldaten, so daß Jakob in wenigen Jahren ein Vermögen erwarb, das ihm erlaubte, seine Geschäfte zu verpachten und ohne berufliche Tätigkeit als Rentier zu leben. Er ließ sich in den Gemeinderat wählen, war im Kirchenrat und in verschiedenen Vereinen tätig. Er führte das bequeme Leben der wohlhabenden Bourgeoisie, deren einzige Bewegung an der frischen Luft die Jagd war. Zum guten Ton der Saarburger Bourgeoisie gehörte es, daß man für Frankreich schwärmte. Doch ihr Patriotismus war nie exklusiv. Die Gefühle hegte man für Frankreich, die Geschäfte machte man mit den Deutschen, und deutsche Schwiegersöhne waren willkommen. Jakob Girardin schloß sich ganz diesem Kreis von Bourgeois an. In der Herrenstube der „Stadt Zabern“ kam der Stammtisch der Freunde regelmäßig zusammen. Sein Bruder Christian, der oft in Saarburg zu tun hatte, nahm auch manchmal an diesem Stammtisch teil und war ein gern gesehener Gast. Ihn ärgerte manchmal die politische Zweideutigkeit dieser Bourgeois.
Es war für sie selbstverständlich, daß sie am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, nach Nancy fuhren, um 10 Uhr zur Truppenparade, um 12 Uhr zum Bankett. An einem solchen 14. Juli reiste Onkel Jakob wie üblich mit zwei Freunden dorthin. Der Großvater, der an diesem Morgen in Saarburg war, beschloß, ihnen einen Streich zu spielen, an den sie denken würden. Er gab ein Telegramm an den Chef de gare in Nancy auf des Inhalts, mit dem 10-Uhr-Zug kämen drei Männer aus Saarburg, die sehr verdächtig seien und die man sich genauer ansehen müsse. Als die drei Patrioten in Nancy aus dem Zug stiegen, nahm die Polizei sie in Empfang und führte sie trotz ihrer Proteste auf das Kommissariat. Den Kommissar, der sie verhören wollte, überfielen sie mit einer Flut von Vorwürfen. Mit der Erklärung, die Sache prüfen zu müssen, verließ der Beamte, der an einem solchen Tage sowieso nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, das Büro und schloß die drei darin ein. Nach langer Zeit kam er zurück, bedauerte, daß es sich um ein Mißverständnis handele, und entschuldigte den Mißgriff mit der Fülle von Arbeit am 14. Juli. Für die drei Saarburger war der Tag verdorben; der Appetit war ihnen vergangen. Sie bestiegen den nächsten Zug nach Saarburg und nahmen im Herrenzimmer der „Stadt Zabern“ ein verspätetes Mittagessen ein.
Einer von ihnen machte sich dann an den Postmeister heran und erreichte schließlich, daß dieser, entgegen seiner Dienstvorschrift, den Namen des Mannes, der das Telegramm aufgegeben hatte, nannte. Zwei Tage später erhielt der Großvater einen eilig und schlecht geschriebenen Brief, den er an den Absender zurückschickte mit dem Vermerk „unleserlich“. Nach acht Tagen bekam er ein Paket, dessen Inhalt aus Drucksachen bestand. Der Schreiber war mit dem zurückgeschickten Brief zum Saarburger Zeitungsdrucker gegangen und hatte ihn mit den größten Buchstaben drucken lassen. Als der Großvater die Blätter entfaltete, war das geräumige Wohnzimmer kaum groß genug für die aneinandergereihten Druckseiten. Dabei lag ein Zettel: „Hoffentlich kannst Du es jetzt lesen!“
Der Zorn der Stammtischrunde hielt nicht an. Jakob ließ dem Großvater sagen, die Freunde fragten, weshalb denn Krischan nicht mehr komme. Nach einiger Zeit war dieser wieder willkommener Gast in der alten Runde, die sich an seinen Schnurren ergötzte. Was konnten sie dem Krischan vorwerfen? Er war kein Gegner Frankreichs. Schließlich hatte er fünf Jahre lang die französische Uniform getragen, während sie daheim saßen und Geschäfte machten. Sie hatten sich alle vom Militärdienst freigekauft.
Christian Girardin war in der Reichslandzeit ein loyaler deutscher Staatsbürger, der das Getue der Franzosenfreunde verachtete. Aber in seinem Herzen lebte wohl Sympathie für Frankreich, mit dem ihn doch viele Fäden verbanden: die Erinnerung an eine glückliche Jugend unter Napoleonischer Herrschaft und viele Freunde, die er in Frankreich hatte. Aber als 1918 die Franzosen kamen, war er bitter enttäuscht. Er schämte sich ihres schäbigen Verhaltens allen Deutschen gegenüber. Bei der ersten Gelegenheit gab er seiner Meinung Ausdruck.
Nach 1918 verlieh die französische Regierung den Napoleonischen Kriegern von 1870 die Médaille Militaire, die höchste Auszeichnung für Mannschaften und Unteroffiziere. So wurde der Großvater eines Tages eingeladen, auf der Mairie in Drulingen die hohe Auszeichnung entgegenzunehmen. Auf Anordnung des Préfet hatte der Sous-Préfet von Zabern die Abgeordneten und Bürgermeister des Kantons eingeladen, so daß eine stattliche Gesellschaft anwesend war, als der Großvater zu einem Platz in der ersten Reihe geleitet wurde. Nach seiner Ansprache, in der er die Heldentaten der alten Krieger würdigte, forderte der Préfet den Großvater auf, vorzutreten, um die Medaille als Dank des Vaterlandes zu empfangen. Christian Girardin stand zwar auf, erklärte aber, er verzichte auf die Auszeichnung, und verließ den Saal.
So gab er seiner Enttäuschung über das republikanische Frankreich Ausdruck. Drei Tage später brachte der Briefträger den Orden in einem Umschlag.

Sprüche aus dem Elsaß

E‘n erschrockener Has isch selbst im Himmel nit sicher.

Wenn de willt seli sterwe, so laß‘s Vermöje kumme auf de rechte Erwe.

Wer kummediert, exerziert nit.

Spendable Stadtverwaltungen

Nachdem kürzlich in Straßburg eine Großmoschee (Foto: dpa) errichtet worden ist, soll nun auch in Metz, an dessen Spitze seit einiger Zeit der Sozialist Dominique Gros steht, eine derartige Gebetsstätte entstehen. Die Stadtverwaltung stellt in Metz-Borny unentgeltlich das Grundstück zur Verfügung und fördert den Bau damit mehr oder weniger direkt.
Im Februar 2012 ging bereits in Straßburg ein von der Stadt unterhaltener mohammedanischer Friedhof in Betrieb. Die dortige Administration hat dafür 800 000 EUR aufgewendet.

Der Isenheimer Altar für Blinde und Sehbehinderte

Für Blinde und Sehbehinderte stellt das Colmarer Unterlindenmuseum seit 2007 sogenannte Audioguides (Hörführer) zur Verfügung. Farblose Skulpturen von der Römerzeit bis zum 14. Jahrhundert können von ihnen auch betastet werden.
Nun sollen Blinde und Sehbehinderte auch die Möglichkeit bekommen, den Isenheimer Altar durch Berührung kennenzulernen. Dazu kopierte der Künstler Jean-Jacques Erny im Jahr 2009 die Kreuzigungstafel verkleinert als Relief auf Lindenholz. 2011 folgten die Tafeln, die das Leben Jesu darstellen, und die Reihe der zwölf Apostel. Finanziert werden die Arbeiten vom Colmarer Rotary-Club (Le Rotary Club de Colmar et des Deux-Brisach).

Auf den Spuren der Burg Wildenstein

Mit Vorträgen, Führungen auf dem Schloßberg und mittelalterlichen Spielen wurde am 8., am 9. und am 10. Juni 2012 die erste urkundliche Erwähnung der Burg Wildenstein, die nun 700 Jahre zurückliegt, gefeiert.
Burg Wildenstein wurde 1312 von Peter von Bollweiler, einem Lehnsmann des Grafen Ulrich II. von Pfirt, auf dem 660 m hohen Schloßberg nördlich von Krüth im hinteren Thurtal erbaut und 1377 an Wilhelm Waldner von Freundstein verpfändet. 1536 gelangte sie durch Kauf an die Abtei Murbach, deren Abt Johann Rudolf von Stör sie neu mit Mauern und Türmen befestigte.

Im Dreißigjährigen Krieg eroberten lothringische Truppen die Burg. Sie wurden jedoch am 10. August 1634 nach achtwöchiger Belagerung durch die Franzosen vertrieben, kamen dann 1635 unter den Obersten Bon Enfant und Laporte wieder zurück und behaupteten die Feste 10 Jahre lang. 1646 wurde sie von schwedischen Truppen unter General von Erlach erobert und unter deren Befehl zerstört. Ein Teil der Steine diente 1693 zum Wiederaufbau der Kirche von Odern. Heute erinnern noch ein tunnelartiger Eingang (Foto), einige Mauerstücke der Gebäude und Reste von zwei kleinen Türmen an die ehemalige Burg Wildenstein. Seit 20 Jahren befaßt sich die Association Patrimoine et Emploi mit der Restaurierung der Überreste des Schlosses. 1699 gründete die Abtei Murbach oberhalb der Ruine in der Nähe der Quelle der Thur eine Glashütte, die 1887 abgebrochen wurde. Um sie herum entstand durch die Ansiedlung von Glasbläsern das Dorf Wildenstein.

Das Unterlindenmuseum wird vergrößert

Das Unterlindenmuseum in Colmar soll eine Größe von 8 000 m² erhalten. Die Kosten dafür werden auf 32 Millionen Euro geschätzt, von denen die Stadt 7 Millionen übernehmen will und die Schongauer-Gesellschaft, die das Museum verwaltet, 1,9 Millionen. Der Rest soll durch Spenden finanziert werden. Eine US-amerikanische Stiftung hat bereits eine Million Euro zugesagt, eine zweite 5 000 EUR.
Ein Schweizer Mäzen will 800 000 EUR zur Renovierung der Kapelle, in der sich der Isenheimer Altar befindet, beisteuern.

Jahresversammlung der Lazarus-von-Schwendi-Vereinigung

Am 19. und am 20. Mai 2012 fand in Türkheim die diesjährige Jahresversammlung der 1986 gegründeten Städtevereinigung „Lazarus von Schwendi“ statt. Die Vertreter der 17 in Frankreich, Deutschland und Belgien gelegenen Städte, zu denen der Feldobrist und Politiker Lazarus von Schwendi (1522–1583), Freiherr zu Hohenlandsberg, Herr von Burkheim, Triberg, Kirchhofen, Kaysersberg, Kienzheim und Winzenheim, eine besondere Beziehung hatte, lernten nun bei einer Stadtführung und bei einem Vortrag des Ehrenpräsidenten des örtlichen Geschichtsvereins, Bernard Kuentz, Türkheim und seine Geschichte näher kennen. Der Ort erhielt vor 700 Jahren das Stadtrecht.
Der „Schwendi-Preis 2012“ wurde auf der Jahrestagung dem Lycée von Ingersheim verliehen, das eine Schwendi-Tafel restaurieren ließ. 2013 wird die Jahresversammlung der Lazarus-von-Schwendi-Vereinigung in Triberg durchgeführt.